

Chinesen oder Tataren?

Herders Chinabild in seinem Werk *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*

Jin Xiuli
(Hangzhou)

Abstract: Seit Beginn der Neuzeit wandelte sich das Chinabild in Europa, insbesondere in Deutschland. Dies gilt gleichermaßen für das von Johann Gottfried Herder vermittelte, philosophisch geprägte Bild Chinas. Herders Vorstellungen über China, in den *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* vorzufinden, entstand im 18. Jahrhundert und bediente sich vorwiegend metaphysischer Spekulationen als Methode der wissenschaftlichen Forschung, berücksichtigte gleichzeitig aber auch die große Summe neuer, empirischer Tatsachen, welche die Reisebeschreiber und -berichterstatter aus aller Welt in Europa publik machten.

Die vorliegende Untersuchung setzt sich mit den folgenden, das Chinabild Herders erhellenden Fragestellungen auseinander: Wie ging Herder mit den von ihm verwendeten Quellen um? Welche Bedeutung haben Empirie und Spekulation, Erfahrung und Vernunftdeutung in und für seine Ausführungen über China? Gelang es Herder angesichts höchster Lobpreisungen und schlimmster Tadel, ein eigenes, rational begründetes Urteil, ggf. einen Mittelweg in seiner Auseinandersetzung mit China zu finden?

O Fortuna,
velut luna
statu variabilis [...] ¹

1. Einleitung

So veränderbar wie Fortuna und Mond, so wandelbar scheinen auch Eindrücke und Perspektiven von Kulturen und Nationen zu sein. Gleiches gilt für das in Europa, insbesondere in Deutschland seit Beginn der Neuzeit aufgekommene Chinabild. Bis zum 15. Jahrhundert zeichnete sich China als Land der vier großen Erfindungen (Papier, Buchdruck, Kompaß und Schieß-

¹ „O Fortuna, wie der Mond im Zustand der Veränderlichkeit ist [...]“. Diese Verszeile aus der Vagantendichtung *Carmina Burana* stellt die Fortuna dar, die so veränderlich wie der Mond ist.

pulver) aus und galt dem Okzident im wissenschaftlichen und technischen Bereich oft als einen Schritt voraus.² Nach den Berichten Marco Polos war das Land Cathay, eine alte Bezeichnung für China, hochkultiviert, verfügte über eine hochentwickelte Industrie und einen bedeutenden Handel.³ Das reibungslos funktionierende Feudalsystem erwies sich als Vorbild für europäische Herrscher. Dieses positive Chinabild wurde durch Missionare, vor allem Jesuiten, im 17. Jahrhundert verstärkt. Dem Jesuiten Matteo Ricci (1522-1610) gelang es in den 1580ern, sich Zutritt zum chinesischen Kaiserreich zu verschaffen.⁴ Seine Tagebücher mit zahlreichen Einträgen über China und seine dortigen Erfahrungen erschienen im Jahr 1615 in Augsburg. Das von ihm erstellte Chinabild prägte für lange Zeit weite Kreise in Europa. Der Philosoph und Mathematiker Gottfried Wilhelm Leibniz setzte im 17. Jahrhundert China „in den Fertigkeiten, deren das tägliche Leben bedarf, und in der experimentellen Auseinandersetzung mit der Natur“⁵ mit Europa gleich. Während die Europäer jedoch „in der Gründlichkeit gedanklicher Überlegung und in den theoretischen Disziplinen“ überlegen seien, sah er die Dominanz der Chinesen vor allem „im Bereich der Moral und Politik“.⁶ So hielt er eine Komplementarität der abendländischen und chinesischen Kultur für den Weg „zu einem vernunftgemäßerem Leben“,⁷ das durch die Ergänzung und Vereinigung verschiedener Geistes Traditionen und Vernunftkonzeptionen geprägt wird, so daß seinen, in seinem Gesamtwerk zu findenden metaphysischen Ansätzen entsprechend eine Verbindung von „Wahrheiten“ ermöglicht wird.

Das rege Interesse der europäischen Gelehrten am Reich der Mitte nahm stetig zu und gipfelte zur Zeit des Barock und des Rokoko im Fieber der Chinoiserie. Alles Chinesische wurde idealisiert, sei es die Literatur, die Musik, sei es das Porzellan, die Kunst, die Gartenarchitektur.⁸

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts schlug das positive Bild dann um. Adrian Hsia nennt dafür drei wichtige Gründe: Die Erlassung der päpstlichen Bulle „Ex illa die“ im Jahre 1715, die sich u.a. mit der rituellen Praxis der Jesuiten auseinandersetzte, führte dazu, daß sowohl in Rom als auch in Peking ein Verbot für die Missionierung erfolgte, da der Papst anders als die Jesuiten eine Mitverbreitung konfuzianistischer Traditionen und volkstradi-

² Vgl. Frederick W. Mote, China von der Sung-Dynastie bis zur Ch'ing-Dynastie. Berlin u.a. 1960 (Propyläen-Weltgeschichte. Eine Universalgeschichte, Bd. 6), S. 281ff.

³ Vgl. ebenda S. 312ff.

⁴ Vgl. Herbert Franke u. Rolf Trauzettel, Das chinesische Kaiserreich. 12. Aufl. Frankfurt a. M. 1999 (Fischer Weltgeschichte, Bd. 19), S. 271ff.

⁵ Gottfried Wilhelm Leibniz, Vorwort zu „Novissima Sinica“, in: Adrian Hsia (Hg.), Deutsche Denker über China. Frankfurt a. M. 1985, S. 9-27, hier S. 9.

⁶ Ebenda S. 10.

⁷ Ebenda.

⁸ Vgl. Wolfgang Bauer, China. Verwirklichungen einer Utopie, a.a.O., Bd. 11, S. 134ff.

tioneller Ahnenkulte im Rahmen der Missionsarbeit zu verhindern suchte.⁹ Die Berichte der bis dato chinafreundlichen Jesuiten, der Fürsprecher Chinas in Europa, blieben aus. Die vom Ende des 17. Jahrhunderts bis Anfang des 18. Jahrhunderts herrschende Mode der Chinoiserie wurde von der neuen geistigen Generation, wie sie Herder und Goethe repräsentierten, abgelehnt. Die europäischen Gelehrten monierten insbesondere, daß die Idealisierung konfuzianistischer Traditionen nicht auf der Grundlage einer systematischen Erschließung von Originalquellen, sondern rezeptionsgeschichtlicher Umdeutungen basiere.¹⁰ Darüber hinaus wurde das positive Chinabild dadurch beeinträchtigt, daß die neue Generation der Chinareisenden, die kein Verständnis für chinesische Kultur hatte, sondern sich nur für Handelsbeziehungen interessierte, China als rückständig darstellte, da sich dieses dem Außenhandel hartnäckig widersetzte. Das Reich der Mitte, das bis dahin als moralisch und gesellschaftlich überlegen galt, wurde nun ausgehend von den ökonomischen Rahmenbedingungen verächtlich betrachtet. Das vielgerühmte idealisierte, patriarchalische Gesellschaftssystem wurde heftig kritisiert und für ein Merkmal der Rückständigkeit gehalten. Das Prinzip staatlicher Stabilität wurde nunmehr mit dem der Stagnation gleichgesetzt. Das chinesische Volk, sonst ein Symbol für Fleiß und Tugend, wurde zum Signum für Rückstand und Kleingeistigkeit.¹¹

Johann Gottfried Herders Werk *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* entstand in einer Zeit, in welcher die widersprüchlichsten Berichte und Darstellungen über China vorlagen. Reisebeschreibungen waren eine allgemein verbreitete und beliebte Lektüre in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Aus den Worten Herders in der Vorrede zu den *Ideen* geht hervor, daß auch er sich stark für die Reiseliteratur interessierte:

Gelesen hatte ich so ziemlich alles, was darüber geschrieben war, und von meiner Jugend an war jedes neue Buch, das über die Geschichte der Menschheit erschien und worin ich Beiträge zu meiner großen Aufgabe hoffte, wie ein gefundener Schatz.¹²

Herders Chinabild in den *Ideen* entstand in einem philosophischen Jahrhundert, welches sich vorwiegend metaphysischer Spekulation als Methode der wissenschaftlichen Forschung bediente, gleichzeitig aber auch die große Summe neuer, empirischer Tatsachen berücksichtigte, welche die Reisebeschreiber und -berichterstatter aus aller Welt mitbrachten.¹³ So stellt sich

⁹ Vgl. ebenda S. 136.

¹⁰ Vgl. ebenda S. 135.

¹¹ Vgl. Adrian Hsia, Nachwort, in: ders. (Hg.), *Deutsche Denker über China*, a.a.O., S. 369-389, hier S. 380-383.

¹² Johann Gottfried Herder, *Sämtliche Werke*, hg. v. Bernhard Suphan. Dreizehnter Band. Berlin 1887, Vorwort, S. 5.

¹³ Vgl. Johannes Grundmann, *Die geographischen und völkerkundlichen Quellen und Anschauungen in Herders „Ideen zur Geschichte der Menschheit“*. Berlin 1900, S. 15.

die Frage nach Herders Methodik: Wie ging Herder mit den Quellen um? Welchen Stellenwert haben Empirie und Spekulation, Erfahrung und Vernunftdeutung in seinen Ausführungen über China?

Jean-Baptiste Du Halde gehörte zu einer Gruppe, die in übertriebenen Lobsprüchen und einseitiger Kurzsichtigkeit das Land China als kosmopolitisches Ideal rühmte.¹⁴ Die überwiegend positiven Berichte der Missionare, die eine massive Chinabegeisterung verursacht hatten, stießen bei Montesquieu und Rousseau auf Ablehnung.¹⁵ Pauw und Sonnerat vertraten eine Gruppe, die China weder Kultur noch eine gesonderte Eigentümlichkeit zugestehen wollte.¹⁶ Es entstand eine Bewegung, die gegen die idealisierende Chinabewunderung der vergangenen Jahrzehnte ankämpfte. Geling es Herder angesichts extremer Lobpreisungen und Tadel, so ist im folgenden zu klären, ein eigenes Urteil, ggf. einen Mittelweg in seiner Auseinandersetzung mit China zu finden?

2. China als „eine balsamierte Mumie“

Als das wohl interessanteste und auch bekannteste Urteil Herders über China gilt der folgende Ausspruch: „Das Reich ist eine balsamierte Mumie, mit Hieroglyphen bemalt und mit Seide umwunden.“¹⁷ Herder, so wird deutlich, identifiziert die alte chinesische Kultur, die sich Jahrtausende hindurch erhielt, mit einer Mumie. Mit dieser Metapher bringt er zunächst eine deutliche Similarität zwischen China und Ägypten zum Ausdruck. Ägypten übt seit jeher durch seine kulturelle und geographische Besonderheit eine starke Faszination auf die europäische Menschheit aus. Unzählige Bewunderer reisen und reisten aus dem Abendland zum Land am Nil und machten es zu einem wichtigen Thema in der Literatur. Nach einer ersten Hochblüte in der Renaissance erlebte die Rezeption der ägyptischen Kultur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Europa ihre zweite Blüte. Im Vergleich zu diesem, im regen Austausch mit den Mittelmeerkulturen stehenden Land war China zu Herders Zeit durch seine ungeheure geographische Entfernung und kulturelle Verschiedenheit in einem noch gesteigerten Sinne eine literarische Metapher für den Kontrast zum Abendland. De Guignes versucht in seiner Abhandlung *Mémoire, dans lequel on prouve, que les Chinois*

¹⁴ Du Haldes Chinabild findet sich insbesondere in den folgenden Werken, die durch Enthusiasmus und euphorische Deutung der chinesischen Geschichte geprägt sind: *Description de l'Empire de la Chine* (1735), *Lettres édifiantes et curieuses* (1702-1776), *Mémoires concernant l'Histoire, etc. des Chinois* (1776-1814).

¹⁵ Vgl. Wolfgang Bauer, *China. Verwirklichungen einer Utopie*, a.a.O., S. 163.

¹⁶ Vgl. Johannes Grundmann, *Die geographischen und völkerkundlichen Quellen und Anschauungen in Herders „Ideen zur Geschichte der Menschheit“*, a.a.O., S. 45f.

¹⁷ Johann Gottfried Herder, *Sämtliche Werke*, hg. v. Bernhard Suphan. Vierzehnter Band. Berlin 1909, Elftes Buch, S. 13.

sont une colonie égyptienne (Paris 1759), aus der Ähnlichkeit einzelner chinesischer Schriftcharaktere mit den ägyptischen das Chinesische aus dem Ägyptischen zu deduzieren. Vor ihm hatten schon Kircher und Huet einen ägyptischen Ursprung der chinesischen Kultur behauptet.¹⁸ Pauw untersucht, „worinn die alten Aegypter mit den heutigen Chinesern eine Aehnlichkeit gehabt haben, worinn sie von ihnen unterschieden gewesen sind.“¹⁹ Darauf spielt Herder an einer Stelle seines Werks an:

Wenn das alte Ägypten noch vor uns wäre, so würden wir, ohne von einer gegenseitigen Ableitung träumen zu dürfen, in vielen Studien eine Ähnlichkeit sehen, die nach gegebenen Traditionen nur die Weltgend anders modifizierte.²⁰

Herder ist nicht der Erfinder der Metapher „Mumie“. Die Verbindung „Chinas“ mit einer „Mumie“ findet in Hamanns Werk, den Schriften von Herders langjährigem Freund und Wegweiser, mit dem der 20-jährige Herder seit dem Frühjahr 1764 schon im engen Band der Freundschaft und in gemeinsamer literarischer Tätigkeit stand, einen Vorläufer: In Hamanns Pseudonym „Mien Man Hoam“, das er als Brief- wie als Werkverfasser mehrfach angibt, verbindet sich eine zeittypische Begeisterung für ägyptische Altertümer und für die Chinoiserie. Das Pseudonym „Mien Man Hoam“, ein Name für den safrangelben Vogel im felsigen Gebirge Chinas, der dem abendländischen Phönix entsprechen soll, verbirgt sich noch ein mögliches Anagramm: „Mien Man Hoam“ ergibt durch eine buchstäbliche Umstellung „Hamann Momie“, d.h. Hamann, die Mumie. Hinter der chinesischen Maske „Mien Man Hoam“ verbirgt sich also Hamanns Bewußtsein und damit auch Herders Quelle für die Bedeutung der Zeitlichkeit und der Zeitlosigkeit einer Mumie.²¹ In diesem Kontext spielt der Begriff „Mumie“ nicht nur auf etwas Negatives und Rückständiges in China an, sondern gleichermaßen auf etwas Positives, nämlich etwas Zeitüberdauerndes.

3. Chinesen oder Tataren

Für Herder gleicht das chinesische Volk den Tataren, dem Mongolenvolk. Oder anders ausgedrückt: Herder erkennt überall mongolische Einflüsse in

¹⁸ Vgl. Johannes Grundmann, Die geographischen und völkerkundlichen Quellen und Anschauungen in Herders „Ideen zur Geschichte der Menschheit“, a.a.O., S. 54.

¹⁹ Cornelius de Pauw, Philosophische Untersuchungen über die Aegypter und Chineser. Nebst einer Chartre von der berühmten großen Mauer in dem alten Aegypten. Aus dem Französischen übersetzt von Johann Georg Krünitz. Berlin 1774, S. 3.

²⁰ Johann Gottfried Herder, Sämtliche Werke, a.a.O., Elfte Buch, S. 14.

²¹ Vgl. Jörg-Ulrich Fechner, MIEN MAN HOAM. Philologischer Steckbrief zu einem Pseudonym oder die Lust des Autors an der Maske, in: Oswald Bayer, Bernhard Gajek u. Josef Simon (Hg.), Hamann. Frankfurt a. M. 1987, S. 149-161.

China und macht sie für die Schwächen der chinesischen Kultur²² verantwortlich. Tatsache ist, daß zu Zeiten Herders in China bereits die Qing-Dynastie herrschte, die von der Minderheit der Mandschu ausging. Zwischen der Yuan-Dynastie (1279-1368), die unter mongolischer Herrschaft stand, und der Qing-Dynastie (1616-1911) lag die Ming-Dynastie. Zwischen ihr und der ersten Dynastie Chinas lagen wiederum über 1400 Jahre, die überwiegend von der Han-Nationalität beherrscht wurden. Das im Zeitraum 1731-1754 entstandene *Universal-Lexicon* Zedlers, das mit Abstand als das umfangreichste enzyklopädische Werk galt, das in Europa des 18. Jahrhunderts hervorgebracht worden war, enthält unter dem Stichwort „Sina“ ausführliche Informationen über die Geschichte Chinas, von Fohi, dessen Herrschaft im Jahr 2951 vor Christi Geburt begann, bis hin zum Kaiser Yong Tsching der Qing-Dynastie, der nach dem Tod des Kaisers Cham-Chi 1722 in dessen 15. Jahr den Thron bestieg.²³ Historisches Wissen über China war demnach zu Herders Zeit vorhanden. Daß die Abendländer den Einfluß der Mongolen überschätzten und den der restlichen Mächte in China übersehen, hängt vorwiegend damit zusammen, daß die Mongolen im 13. Jahrhundert in kürzester Zeit nach Rußland und bis Mitteleuropa vorgedrungen waren, wo die Ritterheere der europäischen Staaten ihren asiatischen Gegnern nichts entgegenzusetzen hatten. So wurden in Europa die brandschatzenden und plündernden Horden des Dschingis Khan als Tartaren – „die aus der Hölle kommen“ – bezeichnet.²⁴ Marco Polo, der siebzehn Jahre beim Großkhan, dem Herrscher der Yuan-Dynastie, verbracht hatte, trug durch seine bekannten Berichte über seine Chinareise auch zur Verbreitung des Ruhms der Mongolen bei. Daß Herder China für ein Land mit starker mongolischer Prägung hielt, zeigt, wie fremd China noch zu seiner Zeit den Abendländern erschien, obwohl eine beachtliche Menge an Reiseliteratur über China bereits vorlag. Herder bildet hinsichtlich seiner beschränkten

²² Herder zählt zahlreiche Beispiele für Schwächen des chinesischen Volkes auf, die sich sowohl auf das Geistesleben als auch auf die Einstellung zum Staatswesen, zur Familie, zum Körper und weitere Bereiche beziehen. Interessant sind u.a. seine Ausführungen zu einer angeblichen Beschränktheit der Vernunft: „Notwendig mußte diese kindische Gefangenschaft der schwachen Vernunft, Kraft und Empfindung auf das ganze Gebäude des Staats einen schwächenden Einfluß haben. [...] Der kriegerische sowohl als der denkende Geist sind fern von einer Nation, die auf warmen Öfen schläft und von Morgen bis zum Abende warm Wasser trinket.“ Herder, *Sämtliche Werke*, a.a.O., S. 13.

²³ Johann Heinrich Zedler, *Großes vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste*, Welche bißhero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden: Darinnen so wohl die Geographisch-Politische Beschreibung des Erd-Creyses [...] Als auch eine ausführliche Historisch-Genealogische Nachricht von den Durchlauchten und berühmtesten Geschlechtern in der Welt [...]. Halle, Leipzig 1732-1754, hier Bd. 37, Sp. 1568-1572.

²⁴ Die Wortbildung „Tartaren“ geht auf ein Wortspiel Ludwigs des Heiligen, eines französischen Königs, zurück, der den Begriff aus dem griechischen „tartaros“ – gemeint war die Unterwelt – ableitet. Vgl. Meyers *Großes Konversations-Lexikon*, Bd. 19. 6. Aufl. Leipzig u. Wien 1909, S. 339.

Chinakenntnisse keine Ausnahme. Peter Osbeck, der schwedische Forschungsreisende, verwechselt beispielsweise das Tatarische mit dem Mandschurischen, was ein typisches Mißverständnis für Reisebeschreibungen über China darstellt: Er hält die mandschurischen Herrscher für „Tartarn Kaiser“.²⁵

In den Augen Herders sind die Chinesen „ein Volksstamm mit kleinen Augen, einer stumpfen Nase, platter Stirn, wenig Bart, großen Ohren und einem dicken Bauch von der Natur begabet“.²⁶ Das große mongolische Ohr führt nach Meinung Herders zur „Feinheit des Gehörs“, welche es den Chinesen wiederum möglich gemacht habe, „aus dreihundertdreißig Silben eine Sprache zu formen“.²⁷

In vielen Reiseberichten wird das Aussehen der Chinesen geschildert. Der Reiseschriftsteller Johan Neuhof (1618-1672) gehörte zu den tätigsten und produktivsten Reisenden des 17. Jahrhunderts. Als erster Hofmeister eines der Schiffe, welche die Gesandtschaft der „Ostindischen Compagnie“ zum chinesischen Kaiser nach Kanton brachten, reiste er 1655 nach China. Seine kaufmännische und politische Laufbahn gab ihm Gelegenheit, tiefer in die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse fremder Länder einzudringen; und in diesem Fokus ist der Hauptwert seiner Reisebeschreibungen zu sehen, die eben darum wertvolle Beiträge zur Geschichte der niederländischen Politik in Ost- und Westindien darstellen. Da sich Neuhof u.a. selbst als Zeichner betätigte und Kupfer nach seinen, von ihm selbst angefertigten Skizzen gestochen wurden, war sein Chinabild besonders anschaulich und stimmungsgetreu. Seine Reiseschilderungen wurden von seinem Bruder Heinrich herausgegeben: 1665 zu Amsterdam in holländischer, 1666 und 1669 in deutscher, außerdem in französischer und lateinischer Sprache, im Original ein Prachtwerk, mit 150 Kupferplatten und Karten ausgestattet. Neuhof beschreibt die chinesischen Männer folgendermaßen:

Es sind die Sineser fast über dem ganzen Leib weiß von Farbe / eben wie die Europaer; [...] Der Männer Bärte sind dünne und kurz / haben ein steifes / hartes / ungekrausetes Haar / und beginnen gar späte zu wachsen; [...] Die Farbe der Bärte / wie auch ihr Haupthaar / ist schwarz / und wird vor eine Schande in Sina gehalten / lange rothe Haar tragen. Die Augen der Sineser fallen schmahl / länglicht rund / schwarz / und stehen zimlich heraus. Die Nase ist gar klein / und nicht hoch erhoben. Die Ohren aber / und das übrige Angesicht be-

²⁵ Peter Osbeck, Reise nach Ostindien und China. Aus dem Schwedischen übersetzt von Johann Gottlieb Georgi. Rostock 1765, S. 160-161.

²⁶ Johann Gottfried Herder, Sämtliche Werke, a.a.O., S. 8.

²⁷ Ebenda.

treffend / ist zwischen den Sinesern und Europeern wenig Unterscheid.²⁸

Adam Brand (1692-1746), ein deutscher Kaufmann und Forschungsreisender, der im Jahr 1692 gemeinsam mit Eberhard Isbrand Ides und anderen von Moskau aus nach China reiste, zeichnete ein recht genaues Bild über die Chinesen: der weiße, von der Sonnenhitze ein wenig verbrannte Leib; dünne und kurze Bärte; schmale Augen; kleine Nase; die Ohren und das übrige Angesicht ähnlich wie bei den Europäern. Auch die langen Haare der chinesischen Männer sowie die kleinen Füße und langen Nägel der chinesischen Frauen fanden darin Erwähnung.²⁹ Adams *Beschreibung der chinesischen Reise* erschien zuerst in Frankfurt 1697, erlebte mehrere Auflagen und wurde ins Holländische, Französische und Englische übersetzt. Herder könnte dieses Buch gekannt haben, denn er empfand stets große Sympathie für Rußland. In dem alternden Europa erschien ihm Rußland als ein noch jugendkräftiges Land.³⁰ Der bereits erwähnte Osbeck beschreibt die Chinesen folgendermaßen:

Die Einwohner dieses Landes, die wir Chineser oder Sinesen nennen, sind ganz weiß, nur die ausgenommen, welche viel in der Sonne gehen und davon braun werden. Die meisten sehen einander gleich; Sie haben kurze Nasen, kleine Augen, kurze und schwarze Augenbrauen, ein breites Angesicht, grosse Ohren und schwarze Haare, welche die Mannspersonen beständig abbarbieren, nur einen Zopf auf dem Scheitel ausgenommen, der so lang wächst als er kann, und in einem breiten Streifen Zopf geflochten wird. Auf diese Weise haben die Chineser ihre Haare getragen, seitdem sie unter der tartarischen Regierung leben. [...] Die Männer lassen die Bärte wachsen, und theilen sie in verschiedene Locken.³¹

Mit der „tartarischen Regierung“ ist hier wieder die mandschurische Regierung gemeint. Chinesen mit großen Ohren und kräftigen Bärten, die sich in verschiedene Locken teilen können, sind selten zu sehen, sind häufig nur bei gewissen Minderheiten aus dem Norden möglich. Osbeck selber hat das Attribut „große Ohren“ nicht weiter kommentiert. In Wirklichkeit lebten in China schon damals verschiedene Nationalitäten, die ihre jeweiligen Dialekte sprachen und unterschiedlich aussahen. Nicht nur das Mißverständnis

²⁸ Johan Neuhof, Die Gesandtschaft der ostindischen Gesellschaft in den Vereinigten Niederlaendern, an den tartarischen Cham, und nunmehr auch sinischen Kaiser [...]. Amsterdam 1666, S. 287.

²⁹ Vgl. Adam Brandts Neu-vermehrte Beschreibung seiner großen chinesischen Reise, welche er anno 1692, von Moscau aus, über Groß-Ustiga, Siberien, Dauren, und durch die grosse Tartarey bis in Chinam, und von da wieder zurtück nach Moscau, innerhalb drey Jahren vollbracht. Dritter Druck. Lübeck 1734, S. 308-310.

³⁰ Otto Kröhnert, Herder als Politiker und deutscher Patriot. Gumbinnen 1905, S. 9.

³¹ Peter Osbeck, Reise nach Ostindien und China, a.a.O., S. 219f.

zwischen dem Orient und dem Okzident und das durch die Entfernung entstandene Unwissen führten zur fruchtbaren Vielfalt von Chinabildern. Die Existenz vieler Nationalitäten verursachte gleichermaßen Verwirrungen.

Le Comte beschreibt chinesische Männer als „groß, dick und fett“, die eine „breite Stirn, kleine und niedrige Augen, eine kurtze Nase, ein wenig grosse Ohren, einen mittelmäßigen Mund, langen Bart und schwartze Haare“ haben.³² Vier Abbildungen von chinesischen Männern mit verschiedenen sozialen Funktionen, nämlich Obrist, Soldat, Schüler und Mandarin, sind zu sehen. Le Comtes Bild stimmt weitgehend mit Herders Bild der Chinesen hinsichtlich der kleinen Augen, großen Ohren und einem dicken Bauch überein, was den Einfluß le Comtes auf Herder vermuten läßt. Grundmann führt das weniger vorteilhafte Chinabild Herders auf das mongolische Bild zurück. Die mongolische Rasse war für Herder keine besonders leistungsfähige. Er sieht in der Gesichtsbildung der Mongolen etwas Unförmiges, Häßliches, Tierisches. Ein ebensowenig vorteilhaftes Bild entwirft er von den geistigen Fähigkeiten der Mongolen. Daher könnte das sein Urteil über China ungünstig geprägt haben.³³

4. Die Sprache und die Wissenschaft

In vielen Reiseberichten über China findet man ansatzweise präzise Beschreibungen des Sprachcharakters. Leibniz sprach in seinem 1765 veröffentlichten Buch *Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand* voller Bewunderung von der Erfindung der chinesischen Sprache:

Aber um eine *Sprache der Töne* zu finden, würde es mehr Kunst bedürfen, während die der *Worte* nach und nach durch Menschen, die sich in der natürlichen Einfachheit bewegen, hat gebildet und vervollkommen werden können. Indessen gibt es Völker, wie die Chinesen, welche mittelst der Töne und Akzente ihre Worte vermannigfaltigen, da sie deren nur eine kleine Zahl haben. Dies war denn auch der Gedanke des Golius, eines berühmten Mathematikers und großen Sprachkenners, daß die Sprache der Chinesen künstlich sei, d.h. daß sie auf einmal durch irgend einen klugen Mann erfunden worden sei, um einen Wortverkehr zwischen einer Menge von verschiedenen Nationen herzustellen, welche jenes große Land, welches wir China nennen, bewohnen, wenn diese Sprache sich auch jetzt durch den langen Gebrauch verändert haben könnte.³⁴

³² Louis Le Comte, *Das heutige Sina*. Frankfurt a. M. 1699-1700, Bd. I, S. 184.

³³ Johannes Grundmann, *Die geographischen und völkerkundlichen Quellen und Anschauungen in Herders „Ideen zur Geschichte der Menschheit“*, a.a.O., S. 51f.

³⁴ Gottfried Wilhelm Leibniz, *Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand*. Ins Deutsche übersetzt, mit Einleitung, Lebensbeschreibung des Verfassers und erläuternden Anmerkungen versehen von Carl Schaarschmidt. 2. Aufl. Leipzig 1904, S. 271f.

Wenige Jahre später, nämlich im Jahr 1770, fand das Thema „Mannigfaltigkeit der Bedeutungen eines Worts nach dem Unterschiede kleiner Artikulationen“ in Herders *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* auch Erwähnung:

Ich finde ihn ebenso bei den alten Sprachen, z. B. der chinesischen und den morgenländischen, vorzüglich der hebräischen, wo ein kleiner Schall, Akzent, Hauch die ganze Bedeutung ändert, und ich finde doch nichts als etwas sehr Menschliches in ihm, *Dürftigkeit und Bequemlichkeit der Erfinder! Sie hatten ein neues Wort nötig*; und da das müßige Erfinden aus leerem Kopf so schwer ist: *so nahmen sie ein ähnliches mit der Veränderung vielleicht nur eines Hauchs*. Das war Gesetz der Sparsamkeit.³⁵

Herder übersieht in diesem Kontext, daß die chinesischen Zeichen primär nicht nach dem ökonomischen Gesetz der Bequemlichkeit gebildet wurden, sondern aus einem Nexus von Sprache, Ästhetik und Tradition resultierten. In Herders *Ideen* klingt das Urteil streng und unter linguistischen Gesichtspunkten borniert:

Welch ein Mangel an Erfindungskraft im großen und welche unselige Feinheit in Kleinigkeiten gehörte dazu, dieser Sprache aus einigen rohen Hieroglyphen die unendliche Menge von achtzigtausend zusammengesetzten Charakteren zu erfinden.³⁶

Herder sieht in der Sprache die Hauptbarriere für die Entwicklung der Wissenschaft. Obwohl die Chinesen „das Porzellan und die Seide, Pulver und Blei, vielleicht auch den Kompaß, die Buchdruckerkunst, den Brückenbau und die Schiffskunst nebst vielen andern feinen Hantierungen und Künsten kannten, ehe Europa solche kannte“, fehlte es ihnen „fast in allen Künsten am geistigen Fortgange und am Triebe zur Verbesserung“,³⁷ weil sie die großen Erfindungen in den Wissenschaften vernachlässigten und statt dessen „die sauber gemalten Züge ihrer krausen Charaktere und das Geklingel schöner Sentenzen unmäßig lieben“.³⁸

Daß in der Sprache die eigentliche Ursache für die mangelnde wissenschaftliche Entwicklung zu sehen sei, kommt in Herders Werk wiederholt vor. Im V. Kapitel des zwölften Buches, „Ägypten“, sucht Herder auch in der Unvollkommenheit der Hieroglyphen den Grund für das Versagen der Wissenschaft in Ägypten: „Der Weg zur wissenschaftlichen Literatur war

³⁵ Johann Gottfried Herder, *Abhandlung über den Ursprung der Sprache*, in: ders., *Frühe Schriften 1764-1772*, hg. von Ulrich Gaier. Frankfurt a. M. 1985, S. 765f.

³⁶ Johann Gottfried Herder, *Sämtliche Werke*, a.a.O., S. 9.

³⁷ Ebenda S. 16.

³⁸ Ebenda S. 9.

ihnen [den Ägyptern] durch die Hieroglyphen versperret, und so mußte sich ihre Aufmerksamkeit desto mehr auf sinnliche Dinge richten.“³⁹

Grundmann weist nach, daß Herder in seinem Urteil durch le Comte beeinflußt worden ist. Le Comte bewundert auch das feine Ohr der Chinesischsprechenden. Wie Herder sieht er die unermeßliche Zahl von Schriftzeichen als die Quelle des geringen wissenschaftlichen Fortschritts an, da die Chinesen zur Erlernung der Sprache ihr ganzes Leben zubrachten⁴⁰.

Dieselbe Position wird von Pauw geteilt, der darüber hinaus die „tatarische Sprache“ bevorzugt:

Diese Sprache hat einen unendlichen Vorzug vor dem Chinesischen [...] Es ist gewiß, daß jemand, der sich auf das Studiren leget, mit Hülfe der tatarischen Schrift und Sprache, innerhalb drei Jahren viel weiter kommen wird, als bei der chinesischen, in fünfzehn. Bloß darüber, die Buchstaben oder Zeichen kennen zu lernen, vergehet die ganze Zeit der Jugend, und werden alle Kräfte des Gedächtnisses abgenutzt; wie denn auch die chinesischen Gelehrten, welche an 10 000 Zeichen gelernt haben, ganz schwach am Verstande und gleichsam stumpf sind, wenn sie älter werden.⁴¹

Herders Kritik an der chinesischen Sprache und deren Auswirkung auf die Wissenschaft findet sich bereits bei Pierre Sonnerat. Sonnerat merkt an:

Die Künste und Wissenschaften werden in China nie beträchtliche Fortschritte machen; die Regierung wird sie stets zu unterdrücken suchen; [...] Alle ihre Wissenschaft und Geschicklichkeit besteht in Ueberwindung von allerley Schwierigkeiten; und die Regierungsform ist im Grunde nur darum ruhig und ungestört, weil sie ein feigherziges Volk beherrscht.

Die Nation ist zwar sehr alt; aber sie bekümmert sich nicht darum, ihre Misbräuche zu verbessern: Die Chineser haben keinen Funken von Genie, keine Thätigkeit in ihrer Vorstellungskraft; alles geht bey ihnen maschinenmäßig oder nach regelloser Gewohnheit. Die Reisebeschreiber gestehen dieses ziemlich deutlich ein; und wenn man aus ihren Nachrichten das Enthusiastische heraushebt, wird man bald sehen, daß die ganze chinesische Industrie bloß auf Kleinigkeiten eingeschränkt ist. [...] Sie bringen die eine Hälfte ihres Lebens damit zu, die unzähligen Charaktere ihrer Sprache kennen zu lernen, und die andre verschlummern sie in ihrem Serail.⁴²

³⁹ Ebenda S. 80.

⁴⁰ Vgl. Johannes Grundmann, Die geographischen und völkerkundlichen Quellen und Anschauungen in Herders „Ideen zur Geschichte der Menschheit“, a.a.O., S. 53.

⁴¹ Cornelius de Pauw, Philosophische Untersuchungen über die Aegypter und Chineser, a.a.O., Bd. II, S. 287.

⁴² Pierre Sonnerat, Reise nach Ostindien und China. Auf Befehl des Königs unternommen vom Jahr 1774 bis 1781. Zweiter Band mit Kupfern. Zürich 1783, S. 21.

Es lohnt sich zu erwähnen, daß Needham nach knapp 200 Jahren eine viel plausiblere These zur Entwicklung der Wissenschaft vorlegte. Daß im 18. und 19. Jahrhundert keine moderne Wissenschaft und Technik in China entstanden war, führt er darauf zurück, daß China durch das Monsunklima eine Zivilisation der bewässerten Landwirtschaft war, wodurch Millionen von Arbeitern und ein umfassender Beamtenapparat zur Kontrolle erforderlich wurden; durch die große Macht des Beamtentums wurden die Kaufleute immer klein gehalten, während in Europa die Forschung von Kaufleuten finanziert wurde.⁴³

5. Einflüsse durch den Sturm und Drang, den Merkantilismus oder die Physiokratie

Sonnerat negiert die Vorteile der europäischen Handelsbeziehungen mit China systematisch:

Man hat sich lange darüber gestritten, ob der Chinesische Handel den fünf Europäischen Nationen, die ihr Geld dahin schleppen, vortheilhaft sey? Unstreitig ist jeder Handel, bey dem man baar Geld gegen Waaren umsetzt, dem Staate nachtheilig. Giengen die Europäer nicht nach China, so würden unsere Damen nichts desto weniger Flor und Spitzen tragen; unsre Manufakturen von Porzellan und Töpferarbeit würden mehr Lebhaftigkeit erhalten; und unsre gewürzhaften Pflanzen würden die Stelle des Thee einnehmen: Man hat ja Beyspiele, daß Chineser selbst unsre Salben ihrem Thee vorzogen.⁴⁴

Wenige Jahre später weist auch Herder auf den Nachteil des China-Handels für Europa hin: „Taumelnd von tatarischem Stolz, verachten sie den Kaufmann, der sein Land verläßt, und wechseln betrüglische Ware gegen das, was ihnen das Sicherste dünket: sie nehmen sein Silber und geben ihm dafür Millionen Pfunde entkräftenden Tees zum Verderben Europas.“⁴⁵ Damals waren Güter aus China wie Tee, Seide, Porzellan und Arzneimittel in Europa sehr beliebt. Johann Gottlieb Fichte (1762-1814) konstatiert: „Es läßt sich sehr wohl denken, daß es einem hart falle, des chinesischen Thees plötzlich zu entbehren, oder im Winter keinen Pelz, im Zimmer kein leichtes Kleid zu haben.“⁴⁶ In der Handlungsbibliothek wurde dokumentiert, daß die verschiedenen Ostindischen Kompanien vom Jahre 1773 bis 1783 ca. 5.063.447

⁴³ Vgl. Joseph Needham, *Wissenschaftlicher Universalismus. Der chinesische Beitrag zu Wissenschaft und Technik*. Frankfurt a. M. 1977.

⁴⁴ Pierre Sonnerat, *Reise nach Ostindien und China*, a.a.O., S. 15.

⁴⁵ Johann Gottfried Herder, *Sämtliche Werke*, a.a.O., S. 16.

⁴⁶ Johann Gottlieb Fichte, *Der geschlossene Handelsstaat*, in: Johann Gottlieb Fichtes *sämtliche Werke*, hg. v. I. H. Fichte. Berlin 1845/1846, Bd. 3, S. 479.

Pfund Tee aus China ausgeführt haben.⁴⁷ Die Waren wurden mit großem Gewinn in Europa verkauft. Was führt Herder dazu, negativ über die Einfuhr des chinesischen Tees zu denken? Ist es nur darauf zurückzuführen, daß „die Chinabewunderung gerade den neuen historisch-weltanschaulichen und ästhetischen Grundpositionen des Sturm und Drang, wobei Herder als einer der Vertreter dieser Bewegung auftrat, zuwiderließ“, wobei der Tee die chinesische Kultur symbolisiert?⁴⁸ Oder läßt sich die negative Einschätzung auch anders erklären?

Seine Bemerkung über den „entkräftenden Tee zum Verderben Europas“ erinnert an die im 16. bis zum 18. Jahrhundert vorherrschende wirtschaftspolitische Lehrmeinung, an den Merkantilismus, der zweieinhalb Jahrhunderte lang die führende wirtschaftliche Ideologie war. Dieser Theorie zufolge wird die Kapitalmenge, die durch die staatlichen Goldreserven repräsentiert wird, am besten durch eine aktive Handelsbilanz mit hohen Exporten und niedrigen Importen erhöht. Regierungen unterstützten demnach diese Ziele, indem sie Exporte aktiv förderten und Importe durch Anwendung von Zöllen hemmten. In Mitteleuropa wurde der Merkantilismus nach dem Dreißigjährigen Krieg populär.⁴⁹ Im 18. Jahrhundert wurde das Wirtschaftsdenken in Deutschland besonders vom Merkantilismus beherrscht. Während dieser Periode breiteten sich die europäischen Mächte rund um den Globus aus. Staatliche monopolisierte Handelskompanien wie die verschiedenen Ostindischen Kompanien entstanden und zielten darauf, einen möglichst großen Handelsgewinn zu erwirtschaften. Als Folge des Merkantilismus strebte jedes Land danach, Güter aus Asien durch eine nationale Handelskompanie importieren zu lassen, denn eine Nation würde geschwächt, wenn sie Waren wie Tabak, Gewürze und Tee bei einer großen ausländischen Kompanie kaufte.

Um das eigene Interesse zu schützen, gründete der Regent Friedrich II. von Preußen, dessen Import asiatischer Produkte von den Niederländern gehandhabt wurde, im Jahr 1751 eine eigene Handelskompanie: „Königlich Preußische Asiatische Compagnie in Emden nach Canton und China“. Allerdings wurde sie aufgrund des Ausbruchs des Siebenjährigen Krieges im Jahr 1756, d.h. nach vier erfolgreichen Expeditionen, schon aufgelöst.⁵⁰ Dadurch verlor Preußen erneut seine Unabhängigkeit im Import. In den Augen des Merkantilisten floß erneut zahlreiches einheimisches Kapital dadurch ins Ausland und ging für immer verloren. Liegt der merkantilistische Gedanke nicht nah, wenn Herder als gebürtiger Ostpreuße schreibt: Sie „neh-

⁴⁷ Johann Georg Büsch u. Christoph Daniel Ebeling (Hg.), Handlungsbibliothek. 1784-1797. Hamburg 1789, Bd. 2, S. 503f.

⁴⁸ Fang Weigui, Das Chinabild in der deutschen Literatur, 1871-1933. Ein Beitrag zur komparatistischen Imagologie. Frankfurt a. M. 1992, S. 107.

⁴⁹ Vgl. Eli Filip Heckscher, Der Merkantilismus. 2 Bde. Jena 1932.

⁵⁰ Vgl. Viktor Ring, Asiatische Handlungscompagnien Friedrichs des Großen. Berlin 1890.

men sein Silber und geben ihm dafür Millionen Pfunde entkräftigenden Tees zum Verderben Europas“?⁵¹

Jedoch weist die merkantilistische Erklärung eine folgenreiche Schwäche auf: Die Lehrmeinung, die im 16. Jahrhundert entstand, war bereits Jahrhunderte alt, als Herder seine *Ideen* verfaßte. War es möglich, daß eine veraltete Theorie in seinem Werk, das seiner Zeit weit vorauseilte, Anwendung fand? Oder steckt eine andere Theorie dahinter? Zu Herders Zeit wirkte sich bereits eine ganz andere Strömung, die sich als Gegenbewegung zum Merkantilismus verstand, aus: die Physiokratie (oder der Physiokratismus, was etymologisch soviel wie „Herrschaft der Natur“ oder „Herrschaft von Natur aus“ bedeutet und aus dem Griechischen stammt). Der Ausgangspunkt der Physiokraten, zu denen u.a. Anne Robert Jacques Turgot (1727-1781), François Quesnay (1694-1774) und Marquis de Mirabeau (1749-1791) gehörten, war einerseits der Niedergang der Landwirtschaft durch die merkantilistische Wirtschaftspolitik Jean-Baptiste Colberts sowie die wirtschaftlichen Turbulenzen, die ausgelöst waren durch die Spekulationsgeschäfte John Laws. Die zentrale These der Physiokraten lautet, die Landwirtschaft sei die einzige Quelle des Reichtums, die Wertschöpfung erfolge nur in diesem Wirtschaftssektor. Damit setzten die Physiokraten gegen die merkantilistische Maxime, den Reichtum des absolutistischen Herrschers zu mehren, das Konzept der natürlichen Ordnung.⁵²

China galt in Verbindung mit der Physiokratie stets als ein Musterland und Denkmodell. Quesnay betonte die agrarische Struktur des Landes, das allgemeine Glück, das sich ihr verdankt, und die Regierungsform des Despotismus, durch die sie aufrechterhalten wird. Für Frankreich hielt er jenen chinesischen Despotismus für nachahmenswert.⁵³ Als Humanist richtete sich Herder gegen den Despotismus Chinas. Aber seine Haltung gegen den monopolisierten Handel stellt eins der wichtigsten Merkmale des Physiokratismus dar. Aber das ist kein hinreichender Beweis dafür, daß Herder tatsächlich unter dem physiokratischen Einfluß stand. Nach dem Tode des Franzosen François Quesnay, Hauptvertreter des Physiokratismus, verlor diese ökonomische Schule allmählich an Einfluß. Einzelne seiner Lehren fanden sich aber noch in der Schweiz, Österreich und Teilen Deutschlands wieder. In der Helvetischen Gesellschaft (1761-97) wirkten Isaac Iselin (1728-1782) und Niklaus Emanuel Tschärner (1699-1777) als prominente Anhänger der physiokratischen Lehre. Iselin stand mit vielen hervorragenden Männern seiner Zeit, wie Haller, Geßner, Basedow, Lavater etc. in Ver-

⁵¹ Johann Gottfried Herder, *Sämtliche Werke*, a.a.O., S. 16.

⁵² Vgl. Georg Andreas Will, *Versuch über die Physiokratie, deren Geschichte, Literatur, Inhalt und Werth*. Nürnberg 1782.

⁵³ Vgl. Willy Richard Berger, *China-Bild und China-Mode im Europa der Aufklärung*. Köln u. Wien 1990, S. 83.

bindung.⁵⁴ Im Jahr 1764 erschien anonym sein Werk, das große Verbreitung fand: *Philosophische Muthmassungen über die Geschichte der Menschheit* (2 Bände, Frankfurt und Leipzig. 2. Auflage Zürich 1768), in welchem er sich die Aufgabe stellte, den Entwicklungsgang der Kultur der Menschheit darzustellen. Herder, der sich später mit der Geschichte der Menschheit intensiv beschäftigte, dürfte das Werk gekannt haben. Im Jahr 1770 erregte eine starke Teuerung des Getreides die Aufmerksamkeit Iselins. Während die öffentliche Meinung die Kornwucherer dafür verantwortlich machte, trat Iselin dieser Ansicht entgegen und fand die wirkliche Ursache in den Landleuten, die überhaupt mehr Nutzen aus ihren Produkten ziehen wollten, und sich dazu durch den starken Zufluß von Edelmetallen aus Amerika und die vermehrte Geldabundanz ermuntert fanden.⁵⁵ Teilen diese Landleute, die nach Edelmetall und Profit jagten, so könnte man vermuten, nicht eine gewisse Ähnlichkeit mit den Chinesen bei Herder, die mit den Europäern Tee gegen gutes Silber tauschten?

Stand Herder nun unter dem Einfluß des Merkantilismus oder des Physiokratiedenkens? Da Herder weder eindeutig dem Merkantilismus noch der Physiokratie zuzuordnen ist, sollte der eine Ansatz den anderen nicht ausschließen. Herder könnte, dies ist kaum zu bestreiten, von verschiedenen, möglicherweise synkretistischen Anschauungen beeinflusst worden sein. Eins ist sicher: Daß Herder im chinesischen Handel keine Bereicherung, sondern lediglich eine Bedrohung für die Wirtschaft Europas sah, ist meiner Ansicht nach auch durch die Situation im Staat Preußen und seine nationalistisch anmutende Haltung bedingt: Preußen, in dem Herder seine Knaben- und Jugendjahre verbrachte, strebte zur Großmacht auf. Aber seine Wirtschaft litt unter den Folgen des Siebenjährigen Kriegs. Herder fühlte sich wie viele Zeitgenossen mit dem Schicksal des Landes und des Volkes eng verbunden. Daß le Comte, dessen Werk nach Meinung Grundmanns unstrittig die Hauptquelle für Herders Ausführungen war, von dem betrügerischen Handel der Chinesen berichtete, begünstigt auch Herders negative Einstellung gegenüber dem Handel.

6. Schlußwort

Bernhard Suphan bezeichnet Herders *Ideen* als sein „Hauptgeschäft“, wie Goethes Drama *Faust*.⁵⁶ Herder mühte sich qualvoll, als er „die Ideen auf-

⁵⁴ Vgl. Annemarie Leupold, Isaac Iselin und die physiokratische Lehre. Eine Studie zur Physiokratie in Basel. Basel 1943.

⁵⁵ Vgl. Isaac Iselin von August von Miaskowski in den Basler Beiträgen zur vaterländischen Geschichte, Bd. X. Basel 1854.

⁵⁶ Bernhard Suphan, Schlußwort zu Band 13/14, in: Johann Gottfried Herder, Sämtliche Werke, a.a.O., S. 653.

zuzeichnen unternahm“.⁵⁷ Er hatte die Vorlage zahlreicher Reisebeschreibungen zu bewältigen. Vom Werk des Jesuiten Louis le Comte, das sich durch ein selbständiges, gesundes Urteil von den übrigen Berichten anderer Missionare abhebt, die den Chinesen unbedingtes Lob spenden, hat Herder vieles anerkennend übernommen. Den übertriebenen Glorifizierungen und dem idealisierten Chinabild älterer Missionare wie Du Halde stand er kritisch gegenüber. Überraschenderweise fanden manche ablehnenden Haltungen von Sonnerat bei ihm Akzeptanz. Aber Herder öffnete mehr dem Tadel als dem Lob sein Ohr, wie Grundmann in seiner Untersuchung feststellt. Sein Versuch, daß ein „Mittelweg zwischen dem übertriebenen Lobe und Tadel, wahrscheinlich die richtige Straße der Wahrheit auffinden ließe“, schlug leider fehl:

Alles in allem ist Herders China-Bild, wie er es in den *Ideen* entwirft, weniger die goldene Mitte zwischen idealisierendem Lob und absprechender Verzeichnung als vielmehr doch ein entschieden negativ eingeschwärzter Kontrast gegen die leuchtenden Farben, die Leibniz oder Wolff verwandt hatten.⁵⁸

Herders Chinabild ist einseitig. Befangen im eurozentristischen Diskurs, gelang es ihm nicht, sich in die völlig andere Kultur adäquat einzufühlen. Aufgrund mangelnder Erfahrungen war er auf die vorhandenen Schriften und Reiseberichte über China angewiesen. Sein eigenes Werk hingegen basiert vorwiegend auf Spekulation und entbehrt eingehender völkerkundlicher und anthropologischer Untersuchungen. Da die Grundlagen für Herders Spekulationen sich nicht eindeutig verifizieren lassen, geraten seine gesamten auf ihnen aufgebauten Erwägungen ins Wanken: Das angeblich für die Feinheit des Gehörs und die Entstehung der schwierigen Sprache Chinas maßgebende große mongolische Ohr gibt es schlichtweg nicht. Aber dies spricht nur für die „historisch und subjektiv bedingte Unzulänglichkeit des menschlichen Urteils“; daher ist Herder selbst „eine willkürliche Tendenz nirgendwo anzulasten.“⁵⁹ Viele Elemente der Ausführungen Herders wie die eurozentristische Vorstellung, das unzulängliche Wissen über China, die Existenz widersprüchlicher Angaben und das Vorhandensein vieler unbewußter oder bewußter Vorurteile in den Reiseberichten führten zu großen Hindernissen bei der Gestaltung des Chinabildes. Die Zuverlässigkeit der Angaben in der Reiseliteratur über das ferne Land war empirisch nicht leicht zu überprüfen. Weder gab es nach modernen wissenschaftlichen Gesichtspunkten organisierte Feldstudien noch verfügten die europäischen Gelehrten über eine hinreichende Mobilität, Infrastruktur und Meßinstrumentarien.

⁵⁷ Ebenda S. 696.

⁵⁸ Willy Richard Berger, *China-Bild und China-Mode im Europa der Aufklärung*, a.a.O., S. 124f.

⁵⁹ Ebenda S. 125.

Auch aus interkultureller Perspektive schienen viele Wissenschaftler „kultürlich befangen“. Sonnerat beteuert zwar seine Unparteilichkeit:

Ich will ohne alle Parteylichkeit von China schreiben, und bloß das berichten, was ich mit eignen Augen gesehen; was mir die Chineser selbst erzählt haben, und was sie mir aus ihren Traditionen versichern konnten.⁶⁰

Doch sein Chinabericht beweist genau das Gegenteil: Er bestand aus lauter negativen Urteilen und Prädispositionen gegen die chinesische Malerei, Bildhauerkunst, Sprache, Sternkunde, Musik, Handwerk, Philosophie etc.

Kurz nach Erscheinen des dritten Teils von Herders *Ideen* kritisierte ein anonymer Rezensent in der *Philosophischen Bibliothek* Herders teils unvollständige, teils unrichtige Angaben:

Noch mehr aber haben wir es bedauert, daß Herr H., indem er seine Untersuchungen über die verschiedenen von ihm beurtheilten Nationen niederschrieb, nicht die Geschichte einer jeden ganz frisch gelesen, und also nicht alle Data, worauf er seine Betrachtungen gründete, oder gründen wollte, vollkommen gegenwärtig hatte.⁶¹

Übertragen auf das Kapitel „Sina“, ist die Kritik teilweise richtig, teilweise unbegründet. Herder stützte sich bei der kurzen Beschreibung der Städte, der Einwohner, des chinesischen Reichs usw. auf die vierundzwanzigbändige *Chinesische Reichs-Geographie*, die von Leontiew in russischer Sprache zu St. Petersburg im Jahr 1778 veröffentlicht und später aus dem Russischen ins Deutsche übersetzt wurde.⁶² Es galt als eine recht zuverlässige Quelle. Herders Beschreibung weist jedoch unübersehbare Abweichungen zu einigen bedeutenden Reisebeschreibungen und dem Zedler-Lexikon auf. Pauw konstatiert: „Aus Mangel der Nachricht läßt sich die Bevölkerung dieses Reichs nicht bestimmen: Du Halde und Gaubil widersprechen sich, was Peking allein betrifft, in einer Zahl, die nicht weniger als eine Million ausmacht.“⁶³ Laut Herder betrug die Einwohnerzahl Chinas „über 25 Millionen und zweimal Hunderttausend steuernde Ackerleute“, nämlich über 45 Millionen. Im *Universal-Lexicon* von Zedler findet sich folgender Eintrag:

Was die Anzahl des gesamten Volcks anlanget, so berichten glaubwürdige Scribenten, daß sich die Summa davon auf 58.914.284 Mann

⁶⁰ Pierre Sonnerat, *Reise nach Ostindien und China*, a.a.O., S. 6.

⁶¹ Johann Georg Heinrich u. Christoph Meiners (Hg.), *Philosophische Bibliothek*. Göttingen 1788-1791, hier 1. Bd., S. 96-107, hier S. 97.

⁶² Siehe Leontiew's Auszug aus der chinesischen Reichsgeographie, in: Anton Friedrich Büsching, *Magazin für die neue Historie und Geographie*. Halle 1767-1793. XIV Theil, S. 409ff.

⁶³ Cornelius de Pauw, *Philosophische Untersuchungen über die Aegypter und Chineser*, a.a.O., S. 94.

erstrecke, ohne dazu gerechnet die königl. Familie, obrigkeitliche Personen, Verschnittene, Soldaten, Priester, Weiber und Kinder, so, daß es nicht unglaublich scheinen darf, was ein neuer Scribent berichtet, daß 200.000.000 Seelen in China wären.⁶⁴

Die Differenz zwischen Herders Angabe und der des Lexikons ist offensichtlich. Außerdem war in der Reisebeschreibung *Reise nach Ostindien und China* von Osbeck auch von einer Anzahl von 58 Millionen die Rede.⁶⁵

Dies alles zeigt die Schwierigkeit, Angaben mangels exakter Quellen und Zeugnisse zu überprüfen. Man mußte oder wollte sie einfach glauben. Wissenschaftliche Spekulationen wurden zur Notlösung, um zu Antworten zu gelangen.

Man könnte noch vieles an Herders Methodik kritisieren, aber eins ist zuzugeben: Herders Ausführungen über China waren ein wertvoller, aber mißlungener Versuch, das vorhandene Wissen zu reflektieren und daraus zu schließen, warum China, eins der ältesten und außergewöhnlichsten Länder auf der Welt, in der wissenschaftlichen Entwicklung nicht weiter voranschreiten konnte. Der spekulative Charakter, der eigentümlich für die Darstellungen im Werk Herders war, so ist zu resümieren, wirkt einseitig und letztlich nicht fundiert. Das Ergebnis seiner Spekulationen erweist sich an vielen Stellen zudem als inkorrekt. Trotz allerlei Schwächen sind seine philosophischen und philologischen Anstrengungen rückblickend auf die Umstände seiner Zeit zukunftsweisend und bahnbrechend: Ohne auf die Geschichte der europäischen Aufklärung und deren Implikationen detailliert einzugehen, ist ‚clare et distincte‘ zu erkennen, daß der Entwicklung der menschlichen Geschichte Herder zufolge schlechthin nichts anderes als eine fortwährende Entwicklung und Entfaltung menschlicher Anlagen zugrunde liege, deren Anfang nicht in einer göttlichen Creatio, sondern in einem sich allmählich gestaltenden primär natürlichen, sekundär gesellschaftlichen Ereignis zu sehen sei. Bereits Windelband, und dies sollte man sich abschließend ins Bewußtsein rufen, verweist auf Herders aufgeklärten evolutiven Ansatz, den er in seinem Lehrbuch der Geschichte der Philosophie würdigt:

Herder machte sich nicht nur diese Auffassung schon früh zu eigen [...], sondern er dehnte sie später auch konsequenter Weise auf alle Kulturtätigkeiten des Menschen aus. Er geht daher in seiner Philosophie der Geschichte von der Stellung des Menschen in der Natur, von den Lebensbedingungen, die ihm der Planet gewährt, und seiner eigentümlichen Anlage aus, um die Anfänge und die Richtung seiner geschichtlichen Entwicklung daraus zu begreifen: und er läßt ebenso im Fortgang der universalhistorischen Darstellung die Eigenart eines jeden Volkes und seiner geschichtlichen Bedeutung aus seinen natür-

⁶⁴ Johann Heinrich Zedler, *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste*, a.a.O., Sp. 1560f.

⁶⁵ Peter Osbeck, *Reise nach Ostindien und China*, a.a.O., S. 224.

lichen Anlagen und Verhältnissen hervorgehen. Allein dabei fallen ihm die Entwicklungen der verschiedenen Nationen nicht auseinander, [...] sondern sie alle reihen sich als eine große Kette aufsteigender Vervollkommnung organisch aneinander. Und sie alle bilden in diesem Zusammenhange die immer reifere Verwirklichung der allgemeinen Anlage des menschlichen Wesens.⁶⁶

Als Michel Serres (1928) in den 1970er Jahren das 21. Jahrhundert fertig machen sollte, hat er nachgedacht und kritisch über die analytische Zersplitterung der menschlichen Wirklichkeit in verschobene Ebenen und über deren Herstellung und Ausprägung hinsichtlich der Erkenntnisfähigkeit nachgedacht. Er hat immer wieder Herodot (484-425) bereits vor ca. 250 Jahren in seiner Abhandlung über die Ursprünge der Sprache (1720) gelesen. 1720 erschienen seine Versuche des „Künstlichen“ Menschens durch seine sprachliche Bildung der Sinne. Herodotus' Empfindung ist die bemerkenswerte Sprachfähigkeit abwärts von Gott, abwärts auch vor der analytischen Philosophie zu verlagern. Er ist das meiste, als er das von seinen Zeitgenossen behauptete göttliche Ursprung der Sprache gänzlich ablehnt und den Ursprung in der menschlichen Seele in einem kindheitlichen Stadium bzw. Empfindung und ihrer zweigleisigen Abstraktion mittels der Menschen eigener Erkenntnisse sehen wollte. Als überzeugender Beweis dafür gilt für ihn die aus der Rhetorik übernommene Begriffe der Metonymie.

Michel Serres, *La chose et la Philosophie des sens*, 1976, Paris 1980, Deutsch von Michael Inacker, *Die Dinge sind. Eine Philosophie des Gemeinen und der Sinne*, hrsg. von Inacker, 1980, S. 21.

Als Michael Serres Herodotus in seiner Abhandlung über den menschlichen Ursprung Johann Peter Labouches (1720-1767) und dessen Schrift *Versuche des Künstlichen Menschens* (1720) gelesen hat, hat er sich daran erinnert, dass er in dem Buch *Über die Ursprünge der Sprache* (1720) argumentiert, dass es in dem Sinne, dass es nicht eine göttliche, sondern eine menschliche Sprache ist, welche die Sprache der Menschen ist, dass es die menschliche Sprache von Gott empfangen hat, dass es die menschliche Sprache ist, welche die Sprache der Menschen ist.

⁶⁶ Wilhelm Windelband, *Lehrbuch der Geschichte der Philosophie*. 6. Aufl. Tübingen 1912, S. 442.